

Mittelalter

Hubert Jedin (Hrsg.): Handbuch der Kirchengeschichte. Bd. III: Die mittelalterliche Kirche, 2. Halbband: Vom kirchlichen Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation. Von Hans-Georg Beck, Karl August Fink, Josef Glazik, Erwin Iserloh, Hans Wolter. Freiburg/Basel/Wien (Herder) 1968. XXX, 784 S., geb. Subskr. DM 92.—.

Hans Wolter (SJ) schrieb 5 der 6 Abschnitte des 1. Teils „Das Hochmittelalter“ (S. 3–362). Die Überschriften zeigen das Hauptinteresse: 1) Das nachgregorianische Zeitalter (1124–54); 2) Bedrohte Kirchenfreiheit (1153–98); 4) Das Papsttum auf der Höhe seiner Macht (1198–1216); 5) Der Kampf der Kurie um die Führung im Abendland (1216–1274); 6) Die Krise des Papsttums und der Kirche im Ausgang des 13. Jahrhunderts (1274–1303). Eindeutig steht also die Geschichte des Papsttums im Mittelpunkt. Man erfährt Einzelheiten über die Familien der Päpste, Details aus der Geschichte des Kirchenstaates und der Güterpolitik (z. B. Bonifaz VIII. gegen die Familie Colonna, S. 347 ff.) sowie den Ausbau der päpstlichen Verwaltung (S. 39 ff. und 332 ff.). W. schildert die Vorgänge engagiert und zugleich kritisch. Er nennt die nachgregorianische Zeit „eine friedvolle Epoche“, in der „sich die Kräfte der Reform . . . allenthalben entfalten“ (S. 6). Kritisch sieht W. die „Altgregorianer . . .“, die weiterzuleben gewillt waren in den Vorstellungen der kämpferischen Zeit des Investiturstreites“ (S. 7). Alexander III. wird als „Juristenpapst“ bezeichnet (S. 84), während die Bemühungen Friedrich Barbarossas, den honor imperii mit dem honor papatus zu vereinbaren, Verständnis finden. Noch kritischer wird geurteilt bei den Kämpfen um Becket; Alexander zeigte „jene eigentümlich zögernde, kompromißbereite, ja in etwa auch unaufrichtige Art, die ihm bereits von den Zeitgenossen verübelt wurde“ (S. 92). Die Darstellung strebt hin zu Innozenz III.: „Es war, als ob alle Voraussetzungen hätten geschaffen werden sollen für Innozenz III., mit dem eine neue Epoche im historischen Entfaltungsprozeß der Christenheit einsetzte“ (S. 113). Der Abschnitt über Innozenz bringt zunächst ein Haller-Zitat: Innozenz „war zum Herrschen geboren, alle Gaben hatte das Schicksal ihm dazu verliehen: unerschöpflichen Reichtum der Erfindung, feinste Menschenbehandlung, eine unvergleichliche Verbindung von Festigkeit im Willen und Geschmeidigkeit im Ausführen, kühnsten Schwung des Strebens und nüchternste Berechnung der Mittel, genialen Überblick im Großen und peinlichen Fleiß im Einzelnen“ (S. 174). Dem einschränkungslos übernommenen Zitat folgt das Bemühen, „ein im wesentlichen geistliches Profil dieses Papstes“ zu zeichnen, um das sich die neue Forschung bemühte (S. 176). Innozenz strebte demnach keine Weltherrschaft an, ein Übergreifen „in das Gebiet weltlicher Rechtsverhältnisse war . . . nicht ausgeschlossen, doch geschah das nur subsidiär“ (S. 176). Über das Anwachsen der päpstlichen Macht sagt W. zusammenfassend: „Ein gewaltiger Apparat für die kirchliche Rechts- und Verwaltungsarbeit, der natürlich auch entsprechende Funktionen im Regiment des Kirchenstaates wahrzunehmen hatte, ließ gegen Ende des 13. Jh. erkennen, wie weitgehend die praktische Leitung der Kirche durch den Papst geworden war. Belastet mit allen Schwächen großer Bürokratien, aber auch ausgezeichnet durch erstaunliche Leistungen von Gericht, Kammer und Kapelle, gehörte die Kurie des 13. Jh. zu den eindrucksvollsten Phänomenen kirchlichen Lebens im hohen Mittelalter“ (S. 339). Daher wird Cölestin V. kurz und kritisch dargestellt: „Der Traum vom Engelspapst war gescheitert, fromme Askese genügte nicht für die Leitung der universalen Kirche . . .“ (S. 343). Ausführlicher und positiver wird Bonifaz VIII. beurteilt: „Unbestritten bleibt seine hervorragende juristische und administrative Begabung, die kraftvolle Führung der Kurie, die intensive Arbeit, die er von sich selbst und von seinen Mitarbeitern verlangte“ (S. 356).

Neben der primären Linie päpstlich-machtpolitischen Inhalts steht ein starkes Interesse am inneren Leben der Kirche. Die Reformorden der Zisterzienser, Prämonstratenser und Regularkanoniker werden liebevoll dargestellt (S. 14 ff.), die Kapitel

„Monastischer Humanismus“ und „Die neue Theologie: Abälard, Petrus Lombardus und Gratian“ (S. 50–66) sind ebenso gelungen wie die über die Frühcholastik und Frühkanonistik (S. 114 ff.), über die Bettelorden (S. 214 ff.), über „Kirchenrecht und kirchliche Verfassung“ (S. 284 ff.) sowie die Kapitel „Christliches Schwärmertum im 13. Jhd“ und „Die Blütezeit der Scholastik und der abendländischen Universität“ (S. 306–331). Verharmlost werden die düsteren Vorgänge in der Kirchengeschichte des Hohen Mittelalters. Kapitel 5 „Der 2. Kreuzzug. Mission in Spanien und im slawischen Osten“ (S. 44 ff.) enthält kaum einen kritischen Akzent. „Vom Papst geplant, von der goldenen Beredsamkeit des hl. Bernhard gepredigt und befeuert und von den zwei Hauptmächten des Abendlandes geführt, hatte der Kreuzzug so viel für Ruhm und Rettung der Christenheit verheißen“ (S. 49). Der Wendenkreuzzug von 1147 wird milde kritisiert: „Teilweise erwiesen sich nämlich die Slawen, die man unterwerfen wollte, als gute Christen, so daß man einen Krieg gegen sie nicht als Kreuzzug hätte bezeichnen sollen“ (S. 49). In Kap. 10 über den 3. Kreuzzug spricht W. von „Kreuzpredigt“ und „Kreuzlied“; sieht er gar nicht den Unterschied zwischen Kreuz und Kreuzzug? W. freut sich über die neue Kreuzzugsfrömmigkeit; es eröffneten sich „ganz neue Felder frommer Gebärde, opfervoller Hingabe, selbst mystischen Erlebens“ (S. 101). Primär sind die Ritter gemeint: „Dem Zuge zu einer Sakralisierung der Lebens- und Berufsstände erschließt sich das abendländische Rittertum, der Hauptträger der Kreuzzugsbewegung, in besonderem Maße“ (S. 138). Es werden die „Forderungen ritterlicher Sittlichkeit, Treue und Dienst, sakralisiert, wie denn auch Waffen und Fahnen gesegnet werden und die Schwertleite zur Ritterweihe wird“ (S. 138/139). Das ist „eine für das 12. Jh. charakteristische Form religiöser Laienkultur“ (S. 139). Kapitel 36 „Das Ende des Kreuzzugszeitalters“ spricht von einer „Erweiterung und Politisierung des Kreuzzugsgedankens“ im 13. Jahrhundert – als ob die Kreuzzüge jemals unpolitisch gewesen wären! Nach solcher Darstellung der Kreuzzüge überrascht es kaum, daß auch die Inquisition verharmlost wird. „Der Häretiker wird dem Ungläubigen gleichgestellt, ein Krieg gegen ihn ist verdientlich, ein heiliger Krieg; ein Christ, der an ihm teilnehmend fällt, stirbt als Märtyrer“ (S. 131). „Es wird deutlich, daß die Kirche die drohende Gefahr des Einbruchs auflösender Kräfte in den Organismus der Ecclesia deutlich erkannte und sich wappnete, ihr kraftvoll zu begegnen“ (S. 132). Kann man solche Sätze anders verstehen als im Sinne einer pauschalen Zustimmung zur Inquisition? Dabei hat W. Verständnis für die Anliegen der Häresie, die „nicht eigentlich eine Reaktion gegen die kirchliche Reform, sondern nur deren Übersteigerung ins Häretisch-Radikale gewesen war“ (S. 123). Der katholische Klerus Südfrankreichs stand „durch täglichen Kontakt mit den Katharern ihren Ideen“ nahe (S. 201). Oft handelt es sich um „schwärmerische Einschläge in das Gewebe eines an sich frommen und rechtgläubigen Organisationsvorganges“ (S. 267). Aber dennoch wird die Anwendung von Gewalt von W. letztlich mit nur geringer Einschränkung gutgeheißen: „Völlig auszurotten vermochte auch diese systematisch fundierte und allenthalben wirksam werdende Inquisition die Ketzerei nicht. Aber durch sie wurde jedenfalls bei jeder Abweichung vom Kirchenglauben ein scharfer Abwehrkampf möglich“ (S. 272). Die Frontstellung Kirche – Ketzler wird nie in Frage gestellt. Nur in diesem Schema wird abschließend vorsichtig kritisiert: „All das kann man nur von den Voraussetzungen der hochmittelalterlichen Gesellschaftsordnung her begreifen. Ihr einigendes Band war der Glaube, den die Häresie zu zersetzen drohte. Die Christenheit führte mit allen Mitteln ihrer kirchlichen und weltlichen Gewalten gegen diese Bedrohung einen Kampf um ihre Selbsterhaltung. Vielleicht war ihr eigentlich christliches Selbstverständnis in manchen Schichten verdunkelt. Diese Schatten bleiben und sollten den kommenden Generationen eine Mahnung sein. Bessere Erkenntnis verpflichtet zu reinerer Entscheidung, aber auch zu verständnisvollem Urteil über die Vergangenheit“ (S. 273). Kritik in derartig homöopathisch verdünnter Form ist aber kaum noch zu unterscheiden von Apotheetik!

Für den 2. Teil des Bandes („Das Spätmittelalter“, S. 365–740) stellt der Tübinger Kirchenhistoriker Fink die äußere, päpstlich-politische Linie dar. Zu zahlreichen römischen und mittelitalienischen Einzelheiten kommen nun noch entsprechende An-

gaben über Südfrankreich und Avignon. Mit Bedauern sagt Fink: „Es ist ein Unterschied, ob die römischen Päpste wenn nicht in Rom selbst, so doch in den Festungen des Kirchenstaates wie Viterbo, Perugia, Orvieto und Anagni, residierten oder ob Clemens V. in der Gascogne und Provence umherzog“ (S. 371). Der Prozeß gegen den verstorbenen Bonifaz VIII. wird kurz erwähnt (S. 372/73), der Untergang des Templerordens breiter (S. 373 ff.). Schonungslos wird Johannes XXII. dargestellt: „Am wichtigsten schienen ihm wohl juristische Fragen“ (S. 392). F. tadelt die „anmaßende Gleichsetzung seiner Politik mit der Kirche, der Hierarchie mit der Religion“. Sarkastisch lautet das Schlußurteil: „Sein Pontifikat ist der Höhepunkt des hierokratischen Systems, und wer in diesem etwas Positives erblickt, kann Johannes XXII. als einen der bedeutendsten Päpste bewundern“ (S. 393). Noch kritischer urteilt F. über Clemens VI., einen „der glänzendsten Vertreter des avignonesischen Systems, wenn man darunter großartige Repräsentation, fürstlich-luxuriöse Hofhaltung und ungehemmte Förderung der Verwandten und Landsleute versteht“ (S. 402). Das Kapitel „Die Kurie in Avignon“ (S. 413–24) ist ein Musterbeispiel einer subtilen Darstellung mit einem stets kritischen Unterton. Zur Entstehung des Papstschismas sagt F.: „Urban VI. macht den Eindruck einer pathologischen Persönlichkeit“ (S. 494), Clemens VII. wurde daher mit guten Gründen gewählt. Letztlich waren „beide Päpste weitgehend nur Figuren der großen europäischen und kleinstaatlichen italienischen Politik“ (S. 500). Natürlich wiederholt F. seine These über die Reformkonzilien und sagt schon über das Konzil von Pisa: „Aus einer Zeit heraus beurteilt kann ihm die Anerkennung als „concilium generale“ nicht verweigert werden. Schon was die Teilnehmerzahl angeht, übertrifft es an Zahl und vor allem an Vertretung der „ecclesia universalis“ die Laterankonzilien mit Ausnahme des vierten, Vienne und auch die beiden ersten Tagungsperioden des Konzils von Trient . . . Pisa hat den Weg zur völligen Beseitigung des Schismas mit großem Erfolg eingeschlagen, und ohne Pisa ist die glückliche Beendigung der Spaltung schwer denkbar“ (S. 514). Am Schluß des Kapitels betont F.: „Es gab also eine Mannigfaltigkeit der Meinungen über das Konzil und die Kirchenverfassung, und es geht deshalb nicht an, von einer allein richtigen „gottgewollten monarchischen Struktur“ der Kirche im späten Mittelalter zu sprechen“ (S. 516). Wyclif wird mit der neueren Forschung mehr von seinem theologischen und biblischen Interesse her erfaßt; F. bescheinigt ihm einen „streng scholastischen Stil“ (S. 542). Hus wird größere Selbständigkeit zugestanden (S. 544). Das Konzil von Konstanz (S. 547 ff.) beschäftigte sich mehrfach mit Papst Johannes XXIII., den F. einmal mit dem Beinamen „senior“ kennzeichnet (S. 548) und als „unwürdigen aber nicht unrechtmäßigen Papst“ charakterisiert (S. 553). Für Hus ist „eine Rehabilitierung angebahnt“ (S. 558), die Reformarbeit in Konstanz wird begrüßt einschließlich der konziliaristischen Grundsätze: „Fast allgemein wird als Ursache der Mißstände und des Großen Schismas die Nichtabhaltung von Generalkonzilien, das Verlassen der alten Canones und der mehr synodalen Verfassung der Kirche, die übertriebene Aufblähung der päpstlichen Macht angesehen“ (S. 562). F. stellt seine alte These erneut fest: „Von der damaligen politischen und geistigen Lage her gesehen, ist das Konstanzer Konzil in seinem ganzen Verlauf als ökumenisch und sind seine Dekrete als allgemeinverbindlich zu betrachten“ (S. 567). Papst Martin V. setzte sich „im Sinne der Restauration“ ein, berief jedoch „die nach 5 Jahren fällige Synode nach Pavia ein“ (S. 571). F. warnt davor, in der Entwicklung unter Martin V. „das Richtige und ‚Gottgewollte‘ zu sehen“ (S. 572). Bei Eugen IV. wird sein „unsicheres, schwankendes und wohl auch unehrliches Verhalten“ gegenüber dem Konzil getadelt (S. 575). Der Vertrag des Basler Konzils mit den Hussiten wird begrüßt: „Hätte man sich in Konstanz zum Entgegenkommen in der Kelchfrage entschließen können, so wäre wohl Vieles der Christenheit erspart geblieben“ (S. 577). Dem Konzil von Ferrara-Florenz begegnet F. mit Skepsis: „Von einer Repräsentation der Gesamtkirche oder der europäischen Staaten kann keine Rede sein . . .“ (S. 582). F. bedauert es, „wenn die konziliare Idee als etwas Falsches angesehen und von Radikalismus der Basler gesprochen wird“ (S. 587). Die Streichung der Basler Synode aus der Reihe der Generalkonzilien zeugt nach F. „nicht von wissenschaftlicher Einstel-

lung sondern von Parteilichkeit“ (S. 587). Das Kapitel schließt: „Um die Mitte des 15. Jahrhunderts liegt, kirchengeschichtlich gesehen, der entscheidende Einschnitt zwischen Mittelalter und Neuzeit. Rom hat die Reform verhindert und dafür wenig später die Reformation erhalten“ (S. 588). Auch im Kapitel „Renaissance und Humanismus“ urteilt F. deutlich: „Gegenüber der Politik traten die eigentlich religiösen Anliegen des Papsttums in erschreckender Weise zurück“ (S. 630). Pius II. wird als „reformwilliger Papst“ beurteilt; sein Bild sei „gerade in letzter Zeit freundlicher gestaltet worden“ (S. 647). Die jüngste Arbeit von H. Diener in der Festschrift Tellenbach, die F. noch nicht vorlag, stützt dieses Urteil. Sixtus IV. trägt am „weiteren Abgleiten der römischen Kurie in schrankenlosen Nepotismus und Verweltlichung . . . die Hauptschuld“ (S. 657). Innozenz VIII. war unglücklich und schwach „in einer Zeit, die eine starke reformatorische Persönlichkeit erfordert hätte“ (S. 659). Hart wird Alexander VI. beurteilt; dagegen neigen „neue Beurteiler“ dazu, Savonarola „als Martyrer anzusehen und in der Frage, ob Ketzer oder Heiliger, sich für die letztere Aussage zu entscheiden“ (S. 664). Den Papst Julius II. „als Retter des Papsttums zu bezeichnen geht nicht an. Denn die Aufgaben des Papsttums liegen nicht in einer noch so geschickten, erfolgreichen, gewaltigen und gewalttätigen Politik, sondern in einem dem Beispiel Christi folgenden geistigen und geistlichen Dienen“ (S. 671). Leo X. wird als Person weniger getadelt als „das von ihm übernommene und weiter ausgebaut System, das in religiöser Hinsicht nicht zu rechtfertigen war“ (S. 676).

Zwischen den Abschnitten von Fink stehen die von E. Iserloh über das innere Leben der Kirche. Er beginnt mit dem Nominalismus, Wilhelm von Ockam war „eine die Zukunft prägende Gestalt“ (S. 427). Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts „weicht der anfängliche, über das Ziel hinausschießende Radikalismus einer gemäßigteren Auffassung“ (S. 435). Neue Stimmen zum Thema Kirche und Staat werden anerkannt, päpstliche Ansprüche kritisiert: „Mit bloßer Abwehr war nichts getan, erst recht mußte eine Übersteigerung der eigenen Position eine gegenteilige Wirkung auslösen . . . boten Päpste den politischen Kräften berechtigten Grund, ihnen wegen überholter und übersteigerter Ansprüche Widerstand zu leisten, dann lag es nahe, daß der Kampf sich bald gegen das Papsttum selbst richtete“ (S. 440). Sehr deutlich sagt I.: „Während die Verteidiger der Kurie vielfach in verstiegener Weise ein abstraktes System vertraten, das weder der Vergangenheit der Kirche entsprach noch ihrer Zukunft Rechnung trug, sie also die Wirklichkeit und den Kairos verfehlten, meldeten die Vertreter des Staates für diesen elementare Rechte an . . .“ (S. 443). Zum Armutsstreit sagt I.: „Hatte Christus als Mensch auf Eigentum und auf die Ausübung von Herrschaft über Mensch und Dinge verzichtet und sich dem Cäsar untergeordnet, dann mußte das auch Konsequenzen für seinen Stellvertreter auf Erden und alle haben, die in seinem Namen die geistliche Vollmacht ausübten“ (S. 457). Das Kapitel über die Mystik steuert rasch auf Meister Eckhart zu. Die vom Papst verurteilten Sätze „lassen sich im Zusammenhang seiner Lehre als rechtläubig erweisen“; dennoch sieht I. eine Schuld in seinem „grenzenlosen, immer wieder zu Übersteigerungen und Paradoxen greifenden Ausdruckswillen“ (S. 469). Das Kapitel über die *Devotio moderna* stellt den Bezug zur Gestalt Jesu heraus, doch wird die *imitatio Christi*, die weltlose Frömmigkeit, recht kritisch gesehen: Es droht eine „Verkürzung des Geheimnisses der Schöpfung wie der Inkarnation“, auch wird „das Geheimnis der Kirche nicht gesehen“. „Es bleibt bei der Flucht aus der Welt, es fehlt die Kraft, sie in Christus heimzuholen und die Gefahr der Säkularisierung zu bannen“ (S. 537). Kapitel 58 „Das innere Leben der Kirche“ (S. 676 ff.) spricht einerseits von einer Verbürgerlichung des Kirchenwesens, andererseits wird eine stärkere Trennung des Priesters von der Gemeinde festgestellt. „Umso mehr Bedeutung bekam der Ritus, das äußere Zeremonienwesen und das Zeichen des Sakraments“ (S. 683). So wurde man „für Massensuggestion und Aberglaube besonders anfällig . . .“ (S. 691). Auch das Ordenswesen des Spätmittelalters „steht im Zeichen des Niedergangs“ (S. 693). Das Kapitel „Theologie im Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit“ geht gründlich auf Nikolaus von Cues ein, bei dem I. die Rechtfertigung aus dem Glauben und Absage an Werkgerechtigkeit konstatiert: „Wenn

man den Kardinal wegen dieser seiner Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben als Reformator vor der Reformation hinstellen will, dann sagt man damit zugleich, daß damals die Reformation noch eine katholische Möglichkeit war . . . Er beweist die Möglichkeit, daß diese (Neuzeit) in Kontinuität und im Einvernehmen mit der Kirche hätte heraufkommen können, die Revolution also damals noch keine unbedingte historische Notwendigkeit war. Umso folgenschwerer, daß nach Pius II. die Reihe der Renaissance-Päpste im üblen Sinn begann und das Papsttum sich nun für lange Zeit der so dringend geforderten Reform verschloß“ (S. 708). Im Kapitel über die Juden in der Christenheit des Mittelalters werden die in anderen Kapiteln verharmlosten Kreuzzüge in ihrer bösen Auswirkung nochmals erwähnt. Es gibt jüdische Einflüsse auf Albertus magnus, Thomas, Eckhart und den Cusaner (S. 724). Jüdische Konversionen sind selten; „das berühmteste Beispiel einer solchen Bekehrung ist Hermann Judaeus“ (S. 725); umso mehr sollte hier nicht PL 170, sondern die neue Edition von G. Niemeyer in den MGH (1963) genannt werden. I. verweist auch auf die wirtschaftlichen Hintergründe, die eine Konversion behinderten (S. 728). Das letzte Kapitel über den Deutschen Humanismus behandelt mit besonderer Sorgfalt Erasmus und endet mit dem Satz: „Da brachen mit dem Auftreten Luthers Kräfte auf, die dem Fürsten der Humanisten in ihrer elementaren Wucht und ihrem existenziellen Ernst fremd, ja zuwider waren, zumal sie nicht im Bereich der „guten Wissenschaften“ blieben, sondern den Mann der Straße mit ins Spiel brachten und von Erasmus, dem „vir duplex“, klare Parteinahme fordert“ (S. 740).

Abschnitte über die Ostkirche von H. G. Beck sind in beide Teile des Bandes eingearbeitet (S. 144–167 und 589–624). Beck geht aus von der Trennung des Jahres 1054, die vielfach eine „unbedenkliche *communio in sacris*“ zuließ (S. 144). Erst die „Katastrophe von 1204“ (S. 150) vertiefte den Bruch. Die Flucht des Patriarchen aus Konstantinopel gab dem Mönchtum größere Einflußmöglichkeiten. Unionsverhandlungen mit Rom sind entscheidend abhängig von politischen Gegebenheiten. Vor allem bemühte sich Kaiser Michael VIII., doch war er nicht „in der Lage, mit seiner Autorität in Sachen des Glaubens seinem Volk eine Union aufzudrängen“ (S. 156). Auch Papst Gregor X. bemühte sich um die Union, die in Lyon 1274 zustandekam. Papst Martin IV. gab das Erreichte preis, indem er „Kaiser Michael VIII. . . . 1281 ohne jeden triftigen Grund exkommunizierte . . . Es kann kein Zweifel darüber bestehen, wer das anfällige Pflänzchen der jungen Union bedenkenlos zu Boden getrampelt hat“ (S. 159). Das Kapitel „Das innere Leben der Kirche in der hochbyzantinischen Zeit“ (S. 159–67) unterrichtet über Fragen der Verfassung, Synode, des kanonischen Rechts, Anfänge zu „einem Gegenüber von Staat und Kirche, das die frühe byzantinische Epoche in dieser Form nicht gekannt hatte“ (S. 161). Häretische Bewegungen, Mönchtum und theologische Neuansätze bieten ein vielfältiges Bild. Im 51. Kapitel (S. 589 ff.) setzt B. mit dem Tode Michaels VIII. ein. Unionsbemühungen kommen erst nach 1300 unter dem Druck der Türkengefahr zustande. Die Verhandlungen in Ferrara-Florenz werden von der Ostkirche her nicht als „römisches Diktat“ empfunden. „Es war das Konzil, das sich die Griechen immer gewünscht hatten“ (S. 598). Fast alle unterschrieben 1439 in Florenz, aber nicht alle waren, argumentierend überzeugt“ (S. 599). Die Union blieb Episode. „Der erste Patriarch unter mohamedanischer Herrschaft, Gennadios Scholarios, regierte die Reste seiner Kirche, als wäre der Akt von 1452 nie vollzogen worden“ (S. 600). Im Innern der Kirche setzte sich der Palamismus durch, der alte mystische Tradition fortsetzte und von B. als „psychophysische Sammlungs- und Gebetstechnik“ charakterisiert wird (S. 601). Daneben blieb das geistige Leben in der byzantinischen Kirche des ausgehenden Mittelalters vielseitig und wurde von einer „nicht zu schmalen Schicht feinsinniger Humanisten“ getragen (S. 609). Der steigende Einfluß des Mönchtums – auch im Zusammenhang mit dem Palamismus – war abträglich für die Kirchenpolitik; es fehlte besonnene Vertiefung in die Materie und abgewogenes Urteil“ (S. 624). – In dem von J. Glazik geschriebenen Kapitel „Die Mission der Bettelorden außerhalb Europas“ wird klar unterschieden zwischen Kreuzzug und Mission: „Entgegen der öffentlichen Meinung haben

die Bettelorden der Mission den Vorzug gegeben“ (S. 481). Wirkungsmöglichkeit und Erfolge blieben gering, doch ist die Weite der Kirchengeschichte eindrucklich: Neben Mohamedanern wurden Mongolen und China erreicht, Unionsbemühungen erstreckten sich auf Nestorianer und Armenier, die koloniale Ausdehnung Portugals hat auch einen kirchengeschichtlichen Hintergrund. Eine sympathisch kritische Grundtendenz liegt jenem instruktiven Kapitel zugrunde.

Trotz der ausgezeichneten Beiträge über die Ostkirche und jenes gründlichen Blicks in die Mission bleibt der Band insgesamt doch einseitig auf Rom und das südliche Europa ausgerichtet. Das Register weist aus, wie viele italienische Kleinstädte und Familien mehr oder weniger oft genannt werden. Diese südlich-provinzielle Linie beginnt auf S. 11 mit der Mitteilung, „Innozenz II. gehörte zu den Papareschi aus Trastevere“, – wobei jenem römischen Stadtteil im 12. Jahrhundert doch wohl kaum jener schlechte Ruf zukam, der ihm heute anhaftet? Ein Höhepunkt dieser Darstellungsart sind die Seiten 661–63, die alle legitimen, illegitimen und sonst noch vermutbaren Kinder des Papstes Alexander VI. aufzählen. Für Nord- und Osteuropa besteht dagegen kaum Interesse. Eskil von Lund wird als „Primas von Schweden“ bezeichnet (S. 74), obwohl er primär zuständig war für Dänemark, zu dem Lund damals gehörte. Kilströms verdienstvolles Buch „Den kateketiska undervisningen i Sverige under medeltiden“ (1958) wird S. 102 genannt, – um die Kreuzzüge zu erklären, von denen Kilström kaum ein Wort sagt! Bei der ostelbischen Mission (S. 273 ff.) wird H. D. Kahl genannt, doch sein zweibändiges Hauptwerk „Slawen und Deutsche in der Brandenburgischen Geschichte des 12. Jahrhunderts“ (1964) fehlt ebenso wie Schlesingers zweibändige Kirchengeschichte Sachsens (1962). Die Bedeutung der heiligen Birgitta für Skandinavien wird pauschal festgestellt, dabei wird Vadstena zweimal und Rom (bzw. die heilige Stadt) dreimal genannt (S. 697). Die Christianisierung Finnlands wird auf 7 Zeilen abgetan (S. 279). Ein näheres Eingehen auf diesen Vorgang hätte freilich erfordert, auch archäologische Zeugnisse zu berücksichtigen. Hier liegt ein zweiter Mangel des Bandes: Archäologie und Kunstgeschichte kommen kaum vor; nur selten finden sich Hinweise. Von Seuse her wird „die wohl wechselseitige Beziehung zur bildenden Kunst seiner Zeit“ festgestellt (S. 472), Raffael und Michelangelo kommen beiläufig vor (S. 671 und 676), die Gotik wird einmal genannt (S. 731). Fink sagt in seinem Kapitel über die Renaissance einleitend, man habe sich dieser Erscheinung vorwiegend von der Philologie, der Kunst-, Kultur- und Verfassungsgeschichte her genähert: „Alle diese Fragen müssen hier beiseite gelassen werden, nur die kirchlichen Belange, vor allem die Entwicklung des Papsttums stehen zur Behandlung“ (S. 627). Das ist klar, aber bedauerlich. Ansonsten aber findet man in dem Band eine Fülle von Anregungen. Als Protestant liest man die sehr kritischen Urteile über die Kirche am Vorabend der Reformation besonders aufmerksam. Das Stichwort „Reform“ hat bei allen Mitarbeitern des Bandes einen hohen Klang. Schon für das 12. Jahrhundert findet sich die Formulierung: „Den Reformbewegungen ist das Moment der Kritik eigentümlich, ebenso wie es der Kirche, solange sie auf Pilgerschaft ist, wesentlich ist, sich zu reformieren“ (S. 42). Kirchengeschichtliche Darstellungen haben oft auch ihre Bedeutung für das Gespräch zwischen den Konfessionen; das dürfte auch für den hier vorgelegten reichhaltigen Band in einem guten Sinne zutreffen.

Rostock

Gert Haendler

Percy Ernst Schramm: Kaiser, Könige und Päpste. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des Mittelalters. Bd. 1: Beiträge zur allgemeinen Geschichte. Erster Teil: Von der Spätantike bis zum Tode Karls des Großen (814). Stuttgart (Anton Hiersemann) 1968. 385 S., 12 Taf., geb. DM 76.–.

Wie bereits im 1. Band des Karlswerks angekündigt (Karl d. Gr. Lebenswerk und Nachleben 1, 1965, S. 19 A. 27), legt nun auch, dem Beispiel vieler Fachgenossen des In- und Auslands folgend, der weltweiten Ruf genießende Göttinger Historiker Percy Ernst Schramm, der große Anreger unter den deutschen Mediävisten des 20. Jahrhunderts, einen Teil seiner nicht in Buchform erschienenen Arbeiten zur mittel-